

Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 61 (1934)

Artikel: Aus den Erinnerungen von Oberstleut. Emanuel Meyer-Wetter
Autor: Steiger, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-272973>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Oberstleut. Emanuel Meyer-Wetter

Aus den Erinnerungen von Oberstleut. Emanuel Meyer-Wetter in Herisau,

**dem unermüdlichen Förderer der appenzellischen
Forst- und Landwirtschaft, dem Mitbegründer und
ersten Präsidenten der Appenzeller - Bahn, dem
tüchtigen Militär und Industriellen zum Andenken**

mit Begleitworten seines ältesten Enkels,

Prof. Dr. J. Steiger †, Bern.

Mit der Veröffentlichung dieser Erinnerungen und deren Verankerung in den Appenzellischen Jahrbüchern kommt die Redaktion einer Dankespflicht nach gegenüber einem der angesehensten und für die Öffentlichkeit hingebendsten Appenzeller und Herisauer des letzten Jahrhunderts. Seines Hinschieds wird im Jahrbuch von 1896, Seite 209, nur mit 15 Zeilen gedacht, allerdings unter Hinweis auf einen eindrucklichen Nachruf in der »Appenzeller Zeitung«, der aber nur noch im Archiv der »App. Zeitung« eingesehen werden kann. Wir freuen uns, mit dieser Veröffentlichung das Andenken an einen hervorragenden Appenzeller und Eidgenossen zu wahren.

Die Begleitworte Prof. Steigers zu den nachstehenden Erinnerungen sind ihm zum Schwanengesang geworden. Noch waren die Korrekturen nicht ganz bereinigt, als er plötzlich erkrankte und nach dem Viktoriaspital in Bern übergeführt werden musste. Noch in den allerletzten Tagen beschäftigte sich der Geist des Kranken mit den Erinnerungen seines Grossvaters. In der Nacht vom 27. auf den 28. Juni 1934 erlöste der Tod den 73jährigen von schwerem Leiden. Seine letzte Arbeit gilt seiner alten Heimat. Seiner im nächstjährigen Jahrbuch noch besonders zu gedenken, sei uns eine Pflicht der Pietät.

Die Redaktion.

Herkunft und erste Entwicklung.

»Ich erblickte das Licht dieser Welt den 3. Dezember 1813. Meine Eltern waren Laurenz Meyer und Maria Magdalena Schiess, beide von hier. Ich bin ein Zwillingsskind, dem jedoch das Vergnügen nicht zuteil werden sollte, seine Schwester kennen zu lernen, da dieselbe bald nach ihrer Geburt verschied. Zur Zeit, als sich meine l. Eltern wechselseitig kennen lernten, waren beide verwitwet. Mein l. Vater selig bewarb sich sogar schon um die dritte Frau, indem er schon davon zwei durch den Tod verlor. Den ersten Bund der Ehe schloss er im Jahr 1795 mit Jungfer Maria Tobler, der aber schon anno 1799 wieder aufgelöst werden sollte. Zum zweitenmal verheiratete er sich mit der Witwe Johanna Elisabetha Stricker, mit der er sechs Kinder erzeugte, von denen jedoch nur meine beiden Brüder Laurenz und Johann Martin den letzten Ehestand mit meiner l. Mutter selig verlebten. Meine l. Mutter verband sich zum erstenmal anno 1799 mit Johannes Knechtli von hier, aus welcher Ehe drei Kinder hervorgingen, nämlich Johannes, Lisette und Trina Knechtli. Im Jahr 1809 liessen meine l. Eltern ihren Bund der Treue in der hiesigen Kirche feierlich bestätigen . . .

»Mein lieber Vater selig war der Besitzer der sogenannten hiesigen »*Fabrik*«. Zur Zeit, als ich geboren wurde, betrieb er die Blaudruckerei und das Bleichergeschäft. 1814 baute er in Gemeinschaft mit einem gewissen Mittelholzer den ältesten Teil der unter dem Namen »Cylander« bekannten Appretur. Er verlor aber seinen Associé ehe und bevor das Gebäude unter dem Dach war, da ein unglücklicher Fall von einem hohen Gebälk ihm den augenblicklichen Tod gab. Mit dem nachherigen Associé H. Tribelhorn auf Buchen, sowie später mit dessen Witwe betrieb er das Appreturgeschäft nicht ohne Erfolg und pflegte er mit diesen Leuten, wie ich mich wohl erinnere, ein sehr freundschaftliches Verhältnis.

»Mein l. Vater selig war nicht eigentlich sehr bemittelt, jedenfalls nicht im Verhältnis zu seinem Ge-

schäfts- und seinem Unternehmungsgeist, daher er auch mit vielen weltlichen Sorgen zu kämpfen hatte. Da dazumal die grosse Welt ihre Schleusen noch nicht in dem Grade geöffnet hatte wie heutzutage, so beschränkte sich sein Geschäft auf die Pflege der beiden Messen von Frankfurt a. M. und Chur, die je zweimal per Jahr bezogen wurden. Später wurde das Piemont in den Kreis des Geschäftes gezogen, welches Land uns später, zur Zeit, als ich es bereisen konnte, von grosser Wichtigkeit wurde.

»So ungefähr war die ökonomische und geschäftliche Sachlage meiner Familie zur Zeit, als ich geboren wurde. Ich kehre mich daher gegen mich selbst und sammle die Fragmente meines Lebens von früher Kindheit an bis auf die Zeit, wo die letzte Periode des menschlichen Lebens den ersten Schnee auf mein Haupt gerieselt hat . . .«

*

»Im 16. Altersjahre verliess ich die Realschule von Herrn Fitzi, in der ich in den letzten zwei Jahren befriedigende Fortschritte gemacht hatte. Den Konfirmationsunterricht genoss ich bei dem damaligen zweiten Pfarrer Adrian Schiess, und zwar diesen in Gemeinschaft meiner Jugendgenossen Herrn Elias Schiess von hier und Herrn Landammann Roth in Teufen. Ich wurde nun allmählich ins Geschäft hineingezogen, und da eine direkte Verbindung mit Triest mir die Gelegenheit verschaffte, mich daselbst als Volontär unterzubringen, so benutzte ich mit Freuden den Anlass, auf einem tüchtigen Seeplatze eine kaufmännische Laufbahn anzutreten. Im Jahre 1830 im Spätherbst verliess ich nicht ohne Tränen mein liebes Elternhaus und verreiste in Gesellschaft meines Prinzipalen über Bozen, Verona nach Triest. Meine Stimmung auf der Reise war eine sehr gemischte, auf der einen Seite waren meine Begebnisse eben so angenehm als interessant, auf der andern Seite hatte ich mehr oder weniger mit jenem sonderbaren Gefühl zu kämpfen, das man schlechtweg »Heimweh« nennt. In Bozen wurde mir ein Erlebnis zuteil, das sonst weder Sinn noch Bedeutung hätte, aber das ich des-

wegen hinzeichnen muss, weil es mir von der Stunde an von grosser Wirkung war. Ich richtete nämlich an meinen Prinzipalen, den ich nun unter Umständen als meinen Nächsten zu betrachten hatte, in harmloser Naivität eine Frage längst vergessenen Inhaltes. Er sah mir spöttelnd ins Gesicht und sagte: »Que sais-je moi, demandez votre mère!« Ich verstund mein neues Väterchen, fliess die Bedeutung seiner Antwort gleich kaltem Wasser über mich ergiessen, gewann aber dabei mit einem Schlage die bisher nicht gekannte Kraft, auf die eigenen Füsse zu stehen. Von jenem Momente an kann ich sagen, wuchs mir die Selbständigkeit mit jedem Tage, mit dem Fragen war es aus, ich war frei von jenem Gefühl der Gebundenheit, das nicht handeln kann, denn anders, man rate oder befehle. In Triest verlebte ich drei glückliche Jahre in möglicher Sorglosigkeit und Ungebundenheit, die durch nichts getrübt wurden.

»In meiner Stellung als Verkäufer habe ich meinem Hause, ich darf es ohne Ueberhebung meines Verdienstes sagen, wesentliche Dienste geleistet, und aus diesem Grunde war ich bei Herrn Salviati sehr gut angesehen und besass ich sein unbedingtes Vertrauen. Obschon ich für die ganze Dauer meines Triester Aufenthaltes als Volontär hätte verbleiben sollen, so bezog ich doch nach Verfluss von einem Jahr ein Honorar von Fr. 600.—, das er mir gerne auf Fr. 1800.— mit 10% Nutzanteil erhöht hätte, wenn ich mich hätte entschliessen können, über meine Zeit hinaus zu verbleiben. Bei Anlass seiner Reisen ins Ausland theilte ich mit dem Buchhalter die Prokura. Im Jahre 1832 wurde ich von meinem Prinzipalen beauftragt, die ganze slawonische Küste zu bereisen, zum Teil um neue Geschäftsverbindungen anzubahnen, anderen Theils aber, um veraltete Guthaben, die nicht mehr flüssig werden sollten, wenn möglich einzuziehen.

»In Marcasca war ich so glücklich, meinem Prinzipalen verschiedene drei- und mehrjährige und gänzlich verloren geglaubte Guthaben wieder flüssig zu machen. Den grössten Triumph feierte ich bei einem gewissen Brazzetti Bani, der ca. Fr. 3200.— schuldig war, der auf

alle Mahnungen und Drohungen nur mit Stillschweigen antwortete. Bani war ein wohlhabender, stattlicher Mann, eine nicht gewöhnliche abendländische Figur in dalmatischem Nationalkostüm. Er verneinte jede Bekanntschaft mit meinem Prinzipalen und so analog seine Debtorschaft, er wollte das junge 18jährige, bartlose Bürschchen einschüchtern. Allein das ging nicht, ich setzte seinem Trotze nicht weniger Mut und Beharrlichkeit entgegen und erklärte ihm mit dem Bewusstsein meines guten Rechtes, dass ich sein Zimmer nicht verlassen werde, bis dass er mich beim letzten Kreuzer werde bezahlt haben. Das half, denn nachdem es ihm nicht mehr zweifelhaft schien, ob ich zu meiner ihm sehr ungelegenen Erklärung stehe oder nicht, öffnete er sein Pult und zahlte mich, wenn auch nicht ohne einige Verwünschungen, mit Stumpf und Stiel . . .

»Mit meiner Heimreise verband ich die erste Geschäftstour für Rechnung meiner Brüder, der heute noch bestehenden Firma Laurenz Meyer. Es gelang mir in Venedig, Bologna, Modena, Parma, Piacenza und Turin, tüchtige Verbindungen anzuknüpfen, mit denen wir in der Folge viele Geschäfte machten und von denen einzelne ältere Häuser heute noch zu unsern Korrespondenten zählen.

*

»Meine Stellung im Hause war bis auf weiteres diejenige eines einfachen Schreibers mit höchst mässigem Gehalte. Ich war indessen mit meiner Lage zufrieden, da die Beschäftigung mir leidlich zusagte und die Versorgung bei meiner l. Mutter sel. mir alles gab, was man von guten Eltern irgendwie erwarten konnte.

»Das Jahr 1837 war für mich eines der wichtigsten meines Lebens. Mein sel. Bruder Joh. Martin trat aus dem Geschäfte aus und wünschte nun mein sel. Bruder Laurenz, dass ich dessen Stelle einnehme. Wir verständigten uns mit wenig Worten, ohne Kontrakt, und hielten dann unsere mündlichen Vereinbarungen bis anno 1867, wo der unerbittliche Tod meinen l. Bruder in ein besseres Jenseits abrief.

»Von anno 1839 bis 1845 betrieben wir unser Geschäft, das sich von Jahr zu Jahr vergrösserte, ohne irgendeine erhebliche Störung, es nahm aber dasselbe meine ganze Kraft in Anspruch, indem ich in der Regel ein- bis zweimal per Jahr auf Reisen gehen musste. Tour à tour bereiste ich ganz Italien bis Sicilien und Malta, Frankreich in allen seinen Richtungen, ganz Deutschland mit seinen Endpunkten in Kopenhagen einer- und Ofen und Pest anderseits, sowie England und Manchester und Liverpool. Es gelang mir überall Verbindungen anzuknüpfen, sodass reichlicher Stoff zum Geschäft geboten war. Leider gebrach es uns stets an entsprechender technischer Einrichtung, sodass lange nicht gemacht werden konnte, was die damaligen Verhältnisse oft auf die freiwilligste Art und Weise boten.«

Mit dem späteren allgemeinen Rückgang der Buntdruckerei zog sich Emanuel Meyer nach und nach vom Geschäft zurück und übergab es seinem Sohn Emanuel Meyer. Der Vater konnte sich nicht entschliessen, die Umstellung seiner Fabrik in eine Bleicherei und Appretur mitzumachen.

DIE REORGANISATION DES APPENZELLISCHEN FORSTWESENS.

»Ich übergehe die Erlebnisse von 1855 bis 1858, soweit geschäftlicher und familiärer Natur, verweile mich aber gerne bei der Erinnerung dessen, was mir zu jener Zeit zur eigentlichen Herzenssache wurde. Ich meine damit meine Sorge um den *Wald*. Die täglichen Erscheinungen an Vernachlässigungen des für uns so wichtigen Waldkapitals waren schon lange meine Sorge, und darum fing ich schon 1840 an, so viel es in meiner persönlichen Macht stand, gegen dieses anarchische Treiben im Walde zu eifern. Um in Wirklichkeit für den Wald zu arbeiten, wollte ich indessen nicht nur reden und schreiben, oder überhaupt nur andere Leute für die Pflege des Holzes anreden. Ich wollte ein sprechendes Beispiel durch mich selbst geben und kaufte daher sukzessive leeren Weidboden, um denselben nach den heu-

tigen Ansprüchen der Forstwissenschaft ordentlich aufzuforsten. Auf diese Weise habe ich zwei grössere Weiden auf dem Nieschberg in einen nach hiesigen Begriffen grössern Wald umgewandelt, der mir heute (den 21. Januar 1870), wo ich schreibe, in bezug auf sein Gedeihen und in seinem Gesamteindruck als Bild des Waldes die grösste Freude gewährt.

»Ich wollte indessen im vollen Bewusstsein der Wichtigkeit einer einzigen Privattätigkeit gegenüber einem allgemeinen Bestreben, das Waldareal zu schmälern, mit meiner Arbeit, soweit ich sie durch persönliches Wirken erreichen konnte, nicht stehen bleiben, anerbote mich, der hiesigen *Waldbaugesellschaft* beizutreten, wenn sie aus dem bisherigen Schlendrian heraustreten wollte und mit aller Energie auf Mittel Bedacht nähme, der bereits über uns hereingebrochenen Armut an Holz entgegenzusteuern.

»Mein Antrag wurde nicht nur angenommen, sondern mir selbst die Ehre erwiesen, in das Komitee gewählt zu werden. Da das ganze Unternehmen in der Hauptsache eine reine Geldsache war, so zweifelte man nicht wenig an dem Erfolge meiner Bestrebung, das benötigte Geld aufzutreiben. Mein Neffe, der heutige Gemeindehauptmann Meyer, Sohn von J. Martin, und ich liessen uns nicht entmutigen, kollektierten in der Gemeinde und in der Umgegend so rechts und links herum, bis dass wir im Verlaufe von Jahren ein rundes Kapital von 50 000 Fr. gegen Ausgabe von 500 Aktien à 100 Fr. hereinbringen konnten. Mit diesem Gelde konnten wir nun etwas anfangen. Wir kauften leeren Weideboden. Es entstanden dann successive folgende nun im vollen Wachstum stehende Waldungen.

Stäggelerbergwald	mit Jucharten:	18,13
Bühlwald	«	1,3
Engeltschwilerwald	«	18,47
Dietelschwilerwald	«	6,27
Kreuzwald	«	6,23
Zigeunerwald	«	31,28
Nüeggerwald	«	48,31
Giebelwald	«	13,12
zusammen		145,98

Von diesen acht Waldungen sind davon zwei der Bühl und der Stäggelerbergwald mit zusammen 19,4 Juch., die der früheren Tätigkeitsepoche des Waldbauvereins angehören, währenddem die andern sechs Stücke mit einem Flächeninhalt von 125,55 Juch. als die absolute Errungenschaft der zweiten Periode der Gesellschaft zu verzeichnen sind.

»Das laufende Jahr 1873 war mir in meinen Waldbaubestrebungen ganz ausserordentlich günstig, indem es mir mit Hülfe meiner Kollegen gelang, die Weide Bergweid mit ca. 44 Juch. Boden anzuschaffen. Mit diesem Zuwachse hat nun der hiesige Waldbauverein nicht weniger als 242 Juch. Wald.

*

»Obschon mich das Ergebnis unserer Bestrebungen im Bereiche des hiesigen Waldbauvereins ringsum befriedigte, so konnte ich doch den Wunsch nicht in den Wind schlagen, dass auch von *Staateswegen* etwas für den Wald geschehen sollte. Die fragliche Idee hatte freilich ihre volle Berechtigung schon darin, dass nur in einer allgemeinen Initiative auch das allgemeine Mittel gefunden werden könnte, der überall eingenisteten Schonungslosigkeit im Walde Einhalt zu tun und eine bessere Waldwirtschaft überhaupt nicht auf eine oder mehrere Gemeinden lokalisiert bleiben dürfe. Die Frage war nun aber die, wie die Sache angehen. Ich entschloss mich, für diesen Zweck die *Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft* als Götti anzusprechen, und ich tat wohl daran, da ich unter dieser Firma offenbar mit weit mehr Applomb auftreten konnte, als unter meinem Privatnamen.

»Ich fing nun an, im Interesse des Waldes zu schriftstellern, referierte bald an der Gemeinnützigen Gesellschaft, bald gelangte ich in deren Namen an Landammann und Grossen Rat, bis dass derselbe von unsern Instanzen erweicht, in einer Sitzung vom 12. November 1861 beschloss, aus den Staatsmitteln eine Summe von 50 000 Fr. auszusetzen, um diese auf leerem Waldboden für den Aufforstungszweck anzulegen. Einer gleichzeitig

ernannten *Forstkommission* stellte man mich an die Spitze. Nun war mein Zweck erreicht, indem es nun nur noch Sache der Forstkommission war, für tüchtige Bodenankäufe zu sorgen. Es gelang uns dies insoweit, als ich bis Ende des Jahres 1869 folgende neuangelegte Waldungen zu notifizieren hatte.

1. Rütibergwald in Schwellbrunn mit	25,36	Juch.
2. Tuchsteinwald in Schwellbrunn «	38,18	«
3. Riesiwald «	24,1	«
4. Hirschberg in Reuti «	16,2	«
zusammen		105,6 Juch.

Diese vier Waldungen liegen nun heute freilich noch in dem ersten Stadium der Kindheit, weil sie eben erst vor kurzer Zeit angepflanzt wurden, allein sie gewähren mir nichtsdestoweniger viel Freude, weil ich in ihnen im Grunde doch mehr das sehe, was sie werden, als was sie heute noch sind.

»Der Grosse Rat ermächtigte die Forstkommission zur Errichtung einer eigenen *Saatschule*. Die Gelegenheit fand sich auf dem Hirschberg an einem gesunden Stück Boden von 66 000 Quadratfuss Flächeninhalt, den ich nun mit Vorliebe pflege, und der Jahr um Jahr 30 000 bis 40 000 Setzlinge zur Verfügung stellt.

*

Hier ist der Ort zu bemerken, dass auf Betreiben von Oberstlt. Meyer der spätere Stadtförster von Winterthur und noch später Professor für Forstwirtschaft am Eidg. Polytechnikum, Herr Theodor *Felber*, mehrere Jahre als Forstmeister des Waldbauvereins und als Adjunkt meines Grossvaters in Herisau gewirkt hat. Es war stets ein hoher Genuss, mit letzterem in die oben genannten Wälder zu gehen, besonders in den prächtig angelegten Nieschbergwald oder nach dem Rosenbergstockwald, wo vornehmlich die jungen Waldungen gepflegt wurden.

*

»Der 16., 17. und 18. August 1875 waren für mich ebenso schöne als interessante Tage, sowie der Erholung überhaupt. Nach so vielen Jahren zum erstenmal wieder

besuchte ich den *eidg. Forstverein* in Zürich, wo ich wieder mit einigen Forstfreunden zusammentraf und auch wieder neue Bekanntschaften machte. Den 17. August fuhr der *eidg. Forstverein* auf einem Salondampfer nach Thalwil. Von dort ging es zu Fuss über die bewaldeten Höhen in den Baneggerwald und in den grossen, der Stadt Zürich gehörenden Sihlwald ...

Den 18. und 19. August 1875.

»Um die Grenzen der Gebirgszone für die Waldungen der Eidgenossenschaft festzustellen, war es nötig, dieselben auch zu bereisen, und so stellte sich der Oberförster der Eidgenossenschaft, Herr Coaz in Bern, hier ein, um in Gemeinschaft mit dem Oberförster von St. Gallen, Herrn Wild, nebst meiner Persönlichkeit die Forstwanderung durch den Kanton zu machen. Ausser mir fungierte für den herwärtigen Kanton Herr Statthalter Sonderegger in Heiden. Unsere Zusammenkunft fand in Rheineck statt, von wo aus wir den Weg über Walzenhausen nach Heiden fortsetzten. Selbstverständlich konnten wir Walzenhausen nicht verlassen, ohne uns in dem dortigen Kurhause gehörig zu restaurieren und ohne Besuch des neuen Knabeninstitutes ...

»Der Weg nach Heiden führte über Hügel und Tal und durch Waldungen, und da hatten wir denn auch die Musse, dann und wann in Sachen unserer Mission einzelne Punktationen vorzunehmen. Wir trafen gegen 9 Uhr in Heiden ein. Des andern Tags waren wir wieder um 5 Uhr auf den Beinen und munter und wohlgemut ging es dann Grub zu, wo wir die Strasse verliessen, um die rechtsseitige Waldhöhe, die sich gegen Eggersriet hinzieht, zu gewinnen. Dort hatten wir so ziemlich den rechten Punkt erreicht, um das Land zu übersehen und die Scheidungsfragen der Waldgrenzen zu besprechen. Auf Vögelinsegg machten wir die obligate Mittagspause, um dann unsern Marsch gegen Teufen über die Waldhöhen zwischen Speicher und dieser Gemeinde fortzusetzen. Unterwegs besuchten wir die grosse Waldpflanzschule von Frau Zellweger in Trogen, die trefflich gedeiht. Frau Zellweger bringt mit dieser Saatkultur ein

grosses Opfer, es ist ihr dafür die ganze Umgebung zu grossem Dank verpflichtet. In Herisau, wo wir abends eintrafen, war unsere Mission zu Ende. Inwiefern wir auch den Zweck erreicht haben, wird die Zeit lehren.«

FÖRDERUNG DER APPENZELLISCHEN LANDWIRTSCHAFT.

»Auf dem Lande erzogen und meist in Gesellschaft von Kindern von Fabrikarbeitern und Knechten, fasste ich früh eine unwiderstehliche Neigung zu Ross und Kühen. Von unserm alten Johann, sogenannten Karrer (was man heute Kutscher nennt), wie sein eigen Kind geliebt, nach Möglichkeit nach- und mitgenommen, sass ich schon zur Zeit im Sattel, als ich kaum soviel Selbstständigkeit hatte, mich selbst zu halten. Ich war daher immer bei der Hand, wenn irgendeine Möglichkeit zum Aufsitzen, gleichviel Ross oder Wagen; das Herrlichste war aber immer das Pferde-Schwämmen, das mir in den schönen Sommerabenden so oft zuteil wurde. Nicht weniger lieb waren mir die *Kühe*, die ich so oft, als es immer ging, hütete. Ein neues Pferd, eine neue Kuh war für mich stets ein ganzes Ereignis, ja es war diese Vorliebe in meinem jugendlichen Gemüte vorherrschend, dass ein eigentlicher Trieb für Bildung und Schule für Jahre hinaus recht eigentlich unterdrückt blieb. Mit dem angetretenen 7. Jahre ging es mir indessen nicht besser als meinen übrigen kleinen Jahrgängern; ich musste, wenn auch mit Sträuben, in die Schule, und zwar zu dem alten Lehrer Schiess im Gässle, der sich für seine Mühe-walt mit 2 Batzen (15 Rappen) per Kopf und per Woche bezahlen liess . . .«

*

»Nachdem ich von 1856 bis 1860 mein Programm in Sachen der Beförderung der *Wald-Kultur* so ziemlich zum Schlusse bringen konnte, musste ich mir wieder etwas Neues auftreiben, um auf dem Gebiet der Gemeinnützigkeit nicht ganz brachzuliegen. Und was? Wahrhaftig Stoff genug, aber auch hier musste ich wieder einem alten Zuge meines Herzens folgen, soweit meine geringen persönlichen Mittel erlaubten, mich der *Ver-*

besserung der herwärtigen Viehzucht herzugeben. Die tägliche Beobachtung, wie schlecht unser Zuchtmaterial, an Stieren namentlich, bestellt war, führte mich zur Idee, dass *Viehausstellungen* in Verbindung mit Prämien für preiswürdige Tiere das geeignetste Mittel sein könnten, den Viehbesitzer in seinem Schlendrian aufzurütteln und zur Anschaffung besserer Erzeugnisse aufzumuntern. Mit Hilfe eines aus fünf Mitgliedern zusammengesetzten Komitees gelang es mir dann auch, die Mittel zu drei kantonalen Viehausstellungen zusammenzubringen, die zu unserer wie des Publikums Befriedigung in den Jahren 1864, 1865 und 1868 in Herisau abgehalten wurden. Diese Viehausstellungen erfreuten sich einer ganz unverhofften Popularität, indem sie Tausende von Neugierigen aus allen Teilen des Kantons sowie aus dem Sankt Gallischen auf dem Festplatze zusammenbrachte. Die Festkommission tat freilich auch ihr Möglichstes, der Sache eine festliche Weihe zu geben, indem sie nicht allein was immer tunlich dekorierte, sondern zugleich Prämien aussetzte für die Sennen, die in ihrem nationalen Kostüm, in gelben Lederhosen mit Hut und Strauss usw., auftraten. Diese bunten Bilder der guten alten Zeit haben nicht wenig zum Reize des Festes beigetragen und so namentlich bei den jeweiligen Auffahrten und Umzügen des bekränzten Viehes, wenn sie mit ihren obligaten Kuhreihen in den Chor des melodischen Geselles einstimmten.

»Wohl einsehend, dass es mit den jährlichen Viehausstellungen noch nicht gemacht war und eine Verbesserung des herwärtigen Viehstandes nur durch mehrseitige Ermunterung und Anregung erzielt werden könne, nahm ich meine Zuflucht zu *schriftlichen Arbeiten*, die ich, wenn nicht ohne Scheu, so doch durch das *Organ der kantonalen Gemeinnützigen Gesellschaft* der Oeffentlichkeit überliess. So schrieb ich der Reihe nach:

Ueber die Alpenwirtschaft im Kanton Appenzell.

Ueber die Viehzucht im Kanton Appenzell.

Und endlich für ein Projekt über:

Eine kantonale Viehassekuranz-Anstalt.

»Was den Erfolg meiner resp. Anregungen anbelangt, so wurde mir wenigstens die eine Satisfaktion zuteil, dass auf Grund meiner Ratschläge in der Bewirtschaftung der Schwägalp mehrere Verbesserungen eingeführt wurden. In Sachen meiner Vorschläge für die Viehzucht und Viehassekuranz wird das alte Sprichwort sich bewähren: »Gut Ding braucht gut Weil.« Vorderhand befriedigt mich die Art und Weise, wie meine Initiative von der Gemeinnützigen Gesellschaft aufgenommen wurde, indem ich es dann im weiteren gerne dem Zufall überlasse, ob von dem ausgestreuten Samen etwas aufgehen solle oder nicht.

Das Jahr 1873.

»Im landwirtschaftlichen Fache verzeige ich gerne den Ankauf der Alp Eugst. Den 15. Juni besichtigte der ganze Verein seine neue Acquisition, bei welchem Anlass viel ländliche Gemütlichkeit zutage trat.

»Für die landwirtschaftliche Ausstellung in Weinfelden übernahm ich für den Kanton Appenzell A.-Rh. das Kommissariat. Unser Kanton beteiligte sich an derselben mit 21 Stück Rindvieh, wovon 9 Stück mit 400 Fr. prämiert wurden. Das Ganze war als Senntum organisiert, der Einzug und Auszug in und aus Weinfelden war brillant. Die Kostüme und das grosse Geschell machten als etwas Pikantes und Ungewöhnliches allgemeines Aufsehen. Die Firma Laurenz Meyer beteiligte sich an dieser Ausstellung mit 3 Schellenkühen und 1 Rind, wovon:

1 Kuh I. Klasse mit Fr. 100.—

1 Rind I. Klasse mit Fr. 80.—

zusammen Fr. 180.—

prämiert wurden.

An der Ausstellung in Gais, den 14. Oktober, erhielt die Firma L. Meyer folgende Prämien:

Für ein Rind Nr. 1 I. Kl. Fr. 60.—

Für eine Kuh Nr. 1 I. Kl. « 30.—

Für ein Rind Nr. 2 II. Kl. « 10.—

zusammen Fr. 100.—

Den 11. Oktober 1875.

»Der heutige Tag glich einer wasserumspülten Insel, denn so traurig, so kalt und so nass er anfang, so

schön entfaltete er sich und endete er. Bis 7 Uhr klotziger Regen, das sollte aber unsere Kantonale Viehausstellung doch nicht genieren, denn unsere Sennen rüsten sich gleichwohl zur Abfahrt und putzen sich und ihre lieben Kühe auf, als gelte es Gott weiss was. Um 7½ Uhr ertönt das harmonische Senntumgeschell, es hängt an den wägststen drei Kühen unseres Stalles und dahin braust die ganze Schar unter dem fröhlichen Gejauchze der Sennen. Um 3 Uhr ist das sämtliche Ausstellungsvieh auf unserer Kasernen-Liegenschaft in Reih und Glied und nach den Kategorien aufgestellt und es beginnt die Arbeit der Preisrichter. Sie haben viel Mühe, denn es ist viel Volk da, menschliches wie viehisches, das Weg und Steg versperrt. Zum Glück nimmt das Ringen und Steinstossen allmählich viele Leute in Anspruch, denn die Turner wollten auch etwas zum landwirtschaftlichen Fest beitragen, und so konnte dem Vieh nach und nach die gewünschte Aufmerksamkeit gewidmet werden. Es wurden nicht weniger denn 157 Stück Rindvieh aufgeführt, unter welcher Anzahl auch viele gute Exemplare aller Gattungen vorkamen. Wie bis jetzt immer, fielen wieder einige der ersten Prämien unserem Hause zu. Um 3 Uhr eröffnete sich der festliche Umzug des prämierten Viehes mit dem obligaten Kranze, der wieder eine ungeheure Masse Volkes anzog. Das Fest endete mit der Preisverteilung im Löwensaale und mit einem gemeinsamen Mahle, wo es wie immer weder an Reden noch Toasten fehlte.«

*

Es geht aus Obigem klar hervor, wie nahe die Pflege und Förderung des Viehstandes dem Herzen unseres Grossvaters nahe standen. Wie sehr er seinen eigenen Viehstand von ca. 40 Kühen in allen Details im Kopf hatte, davon war ich dutzendfach Zeuge. Mit militärischer Präzision ging es täglich nach dem 4-Uhr-Kaffee nach dem Kuhstall. Dort wurden im Freien vom Sennen alle Tiere vorgeführt, bei denen es irgend etwas zu reden gab. Hatte unser Grossvater seine Verordnungen gegeben, so ging er wieder auf das Bureau. Aber so war es Tag für Tag. Als ein hoher Beamter im

eidg. Landwirtschaftsdepartement mich frug, woher ich mein Interesse für die Landwirtschaft habe, bemerkte ich nicht ohne Stolz: von meinem Grossvater her.«

DER MITGRÜNDER DER APPENZELLERBAHN.

So viel über die öffentliche Tätigkeit von Emanuel Meyer-Wetter in der appenzellischen Land- und Forstwirtschaft. Dazu gehört auch die dem Genannten sehr ans Herz gewachsene Arbeit bei der *Appenzellerbahn*, für die er sich neben seinem Schwiegersohn *Steiger-Meyer*, wie dies aus den Erinnerungen mit aller Deutlichkeit hervorgeht, mit aller Macht ins Zeug legte. (Siehe auch Jahrbuch der Gemeinnützigen Gesellschaft 1933, Seite 27 u. f.)

Oberstlt. Meyer war der erste Präsident der Appenzellerbahn. Als solcher leitete er die Expropriationen des benötigten Bodens. Er führte sie in monatelangen hartnäckigen Unterhandlungen als Präsident persönlich durch. Etwas tragisch verlief die Collaudation der Appenzellerbahn:

»Der 26. November

war für Herisau und das Eisenbahnunternehmen insbesondere ein wahrer Unglückstag. Es galt die Collaudation der ersten Strecke Herisau-Winkeln. Der Chef derselben, Blotnitzki von Bern, mit seinem Generalstab von Ingenieuren und Experten, Dubs mit seinem Zürcher Bureau und wir unsererseits des Eisenbahn-Konsortiums, waren zahlreich eingerückt, man freute sich allgemein des Momentes, wo das Signal zum Einsteigen gegeben werden sollte und bugsierte man dann auch glücklich zum Bahnhofe hinaus. Es ging alles gar prächtig bis zum unvollendeten Damme am Mauchler, wo man vorsichtshalber aussteigen musste, um den holperigen Uebergang stehenden Fusses zu beobachten. Langsam und besorgten Herzens ging es dann weiter und gerade so weit, bis Lärm erschallte und es hiess: Halt! Entgleist! Noch ein Radumgang und — — Lokomotive und Wagen hätte man auf der alten Mauchlerstrasse in Scherben zusammenlesen können: Einer der grossen

Personenwagen stand vorderhalb auf dem äussersten Rande des Treppgebälkes und hatte man von Glück zu sagen, dass die dünne Wand des Holzes dem grossen Gewichte noch den nötigen Widerstand leistete. Nach einigen Stunden war nun freilich wieder alles in seinem alten Geleise, allein es konnte sich nicht mehr darum handeln, die Experimente fortzusetzen und man war froh, sich für einmal rückwärts aus der Patsche zu helfen. Begreiflich mussten wir nicht auf das Vergnügen Verzicht leisten, die mit dem 10-Uhr-Zug ankommenden Mitglieder des Grossen Rates nach Herisau zu führen, wohl aber den Spott übernehmen, dem wir uns durch eine voreilige Collaudation und Eröffnung des Betriebes auf eine nicht zu entschuldigende Weise ausgesetzt hatten. Die Entgleisung unseres Zuges am feierlichen Collaudationstage konnte eine bedauerliche Rückwirkung auf unsere Bahnangelegenheit nicht verfehlen, sie durchdrang alle Fugen unseres prekären Bodens und wir müssen unbedingt eine Menge von Schwierigkeiten, die sich der Entwicklung unseres Eisenbahnunternehmens entgegenstemmten, diesem bedauerlichen Unfalle zuschreiben. Für Schadenfreude und Spott bei den Feinden der schmalspurigen Bahnen und der Gossauerischen Gegnerschaft war nun vollauf gesorgt!«

Kein Dienst für die Bahn war Em. Meyer zu viel:

»Die Eisenbahn-Verwaltung hatte bis anhin noch eine grössere schwebende Schuld bei Wendel & Co. in Hailingen per gelieferte Schienen, die man gerne berichtigt hätte und doch nicht konnte, denn anders, sie bequemen sich zur Uebernahme als Deckung von Obligationen. Für diesen Zweck musste persönlich mit diesen Leuten verkehrt werden und da in mir hiefür die geeignete Persönlichkeit gefunden worden zu sein schien, so fügte ich mich in diesfalls an mich gerichtete Wünsche und reiste sodann nolens volens nach Lothringen. Meine Reise führte mich über Metz und Dietenhofen.. Der Erfolg meiner Mission war ein vollständiger. Nicht allein gelang es mir, die Wendel zur Uebernahme von Obligationen als Zahlungsstatt zu bringen, sondern zugleich auch zu einer Reduktion des Preises für jene Schienen, die wir weiter benötigten. Als ich den 14. die Verwaltungsräte der Lokalbahn-Gesellschaft in Basel traf, wurde ich von denselben unter einer Art von Gratulierung empfangen, was mir wenigstens das Gefühl aufkommen liess, unserer Bahn-Angelegenheit doch einen nicht unerheblichen Dienst geleistet zu haben.«

Den 21. September 1875.

(Einweihung der Bahn bis Urnäsch)

»Heute grosser Jubel! Die Bahn wird nach Urnäsch eröffnet und daherige allgemeine Teilnahme durch Alt und Jung. Es musste alles an den Damm, was irgendwie zur Belebung des Festes beitragen konnte. Kadetten, Musik, Feuerwehr hatten mitzuwirken. In Waldstatt wurde von dem Gemeinderat Ehrenwein kredenzt. In Urnäsch musste ich die obligaten Eröffnungsworte zum umstehenden Volke sprechen, auf die Herr Keel antwortete. In der »Krone« folgte Toast auf Toast, bis dass es Zeit war, aufzubrechen und programmgemäss das Bankett im »Löwen« in Herisau einzunehmen. Auch da hatte ich wieder eine Rede loszulassen, der wieder Toast auf Toast folgte. So endigte der erste Tag der direkten Schienenverbindung mit Urnäsch. Ein ganzes Ereignis, das man vor 10 Jahren als eine tolle Idee, als einen verwegenen Traum betrachtet hätte.«

Dass damit Em. Meyer als der erste Präsident der Appenzellerbahn der Sorgen keineswegs enthoben war, zeigen folgende Worte aus dem Jahr 1883:

»Dass ich der Zeit meiner Lebensbeschreibung so sehr voraneile, hat seinen Grund hauptsächlich darin, dass ich meine Tagesnotizen nur lässig führte und daher mir nur ein lückenhaftes Material zur Verfügung steht. Meine Sorge um den Ausbau der Linie Urnäsch-Appenzell hat auch nicht wenig Anteil an der Unvollständigkeit meiner Arbeit, ja sie versetzte mich oft in eine so trübe Stimmung, dass ich schliesslich froh sein musste, so viel Lebenshumor zu erhalten, um die dringlichen Arbeiten meiner Verpflichtungen gegenüber dem Geschäft zu verrichten. Nun die Hauptsorgen um die Eisenbahn, wie ich hoffe, zum Schweigen gebracht sind und daher meine Gemütsstimmung wieder von einer besseren Atmosphäre getragen wird, will ich den verlorengegangenen Faden meiner Lebensreise wieder aufnehmen.

Eine Prüfung eigener Art suchte mich im Jahre 1885 insoferne auf, als ich infolge eingegangener Verpflichtung die Boden-Expropriation der Eisenbahnlinie von Urnäsch bis Appenzell zu übernehmen hatte. Diese

Mission gab mir ebensoviel Arbeit als Mühe und Verdruß, sodass ich einen schönen Teil des Jahres so gut wie nach Innerrhoden verbannt war. Da die Absicht vorwaltete, das Trasse von Gontenerbad ab auf der Südseite in der Richtung von Rinkenbach zu leiten, um dann von dort ab mit Hilfe einer Spitzkehre die weite Ebene bis Appenzell zu erreichen, so konnte ich der Aufgabe nicht ausweichen, auch dieses Teilstück der Expropriation zu unterziehen, was wieder sehr viel Zeit in Anspruch nahm.«

Internationales Jurymitglied.

1878 wird Em. Meyer vom Bundesrat als schweizerisches Mitglied der internationalen Jury für die Pariser Weltausstellung gewählt:

»Den 3. Mai 1878 (von Spanien herkommend) begrüßte ich morgens früh Paris. Ich verblieb dort wenige Tage, wo ich mich aber ganz der Beschauung der Ausstellung hingab, und reiste dann direkt nach Hause, wo ich dann von Bern aus von der Mitteilung überrascht wurde, dass man mich in das Preisgericht Jury International für die 7. Klasse, Bleicherei, Färberei und Appretur usw. erwählt habe. Zum zweiten Mal hatte ich daher meinen Koffer für eine Reise ins Ausland zu schnallen. Die schöne Sommerzeit hätte ich wohl so gerne in meinen heimatlichen Bergen zugebracht, allein es hatte das Vertrauen, das mir mit dieser Mission entgegengetragen wurde, soviel Verführerisches, dass ich nicht widerstehen konnte, obschon die Sorge nicht von mir wich, dass ich, wie man sagte, überamtete und möglicherweise von mir mehr verlangt wurde, als ich imstande zu leisten sei. Zum Kleinmut liess ich es indessen nicht kommen und so stellte ich mich in Paris in Reih' und Front.

Die Jury International verbrauchte zur Erledigung ihrer schweren Aufgabe volle vier Wochen, eine unglaublich lange Zeit, obschon im Ganzen genommen doch ziemlich speditiv gearbeitet wurde.«

In der Regierung

hatte sich E. Meyer-Wetter nicht recht behaglich gefühlt, dies hauptsächlich wegen einem Augenleiden, das ihm periodisch viel zu schaffen machte. Aber auch sonst behagte die Zivilverwaltung der durch und durch militärischen Natur von Emanuel Meyer offenbar nicht recht:

»Noch in demselben Jahre (1863), also an der Frühjahrslandsgemeinde in Hundwil, wurde mir die sehr unerbetene Ehre der Wahl als Landessekkelmeister zuteil, der dann baldigst durch den Grossen Rat diejenige eines Präsidenten der Militärkommission folgte. Die Obliegenheiten eines Sekkelmeisters waren mir umso lästiger, als ich vermöge meiner vieljährigen Augenschwäche nicht in der Lage war, die Bücher selbst zu führen. Mein Neffe Johann Martin unterzog sich bereitwillig diesem Mühewalt, der mir umso besser zustatten kam, als ich dadurch über mehr Zeit gewann, meinen sonstigen geschäftlichen Obliegenheiten leben zu können.

Den amtlichen Geschäften abgeneigt, verlangte ich schon im Jahr 1864, mich auf mein vieljähriges Augenleiden stützend, die Entlassung, worauf die Landsgemeinde mir mit der Beförderung zum Landesstatthalter antwortete. Man telegraphierte mir sofort von Trogen aus nach München, sodass ich schon abends 4 Uhr über mein amtliches Schicksal orientiert war.

Ich hatte also wieder ein ganzes Jahr in Regierungssorgen auszuhalten. Mich ins Unvermeidliche fügend, war mein Entschluss gefasst, auf die nächste Landsgemeinde wirksamere Mittel für meine Entlassung in Anwendung zu bringen . . .

Wie bereits schon oben angedeutet, war ich trotz meiner kurzen Karriere von nur zwei Jahren meiner amtlichen Stellung müde und gab daher in der letzten Standeskommissionssitzung vom Amtsjahr meine Entlassung als Landesstatthalter mit der Bemerkung ein, dass ich zur Erreichung meines Zweckes mich mit Schriften für das Ausland versehen habe. Statt nun an die Landsgemeinde zu gehen, verreiste ich am Vorabend mit meiner lieben Frau über München nach Italien.«

EMANUEL MEYER ALS MILITÄR.

Mit Leib und Seele war Emanuel Meyer Militär:

»Im Jahre 1834 wurde ich Rekrut, was natürlich für ein feuriges Bürschchen etwas zu bedeuten hatte. Ich muss annehmen, dass mein Tröllmeister mit meiner Dressur zufrieden war, denn sonst wäre ich wohl nicht Wachtmeister geworden, ehe und bevor ich eigentlich Soldat war. Im gleichen Jahr war ein grosses Lager in Thun, wozu alle Kantone ihre Kader mit der jüngsten Mannschaft zu senden hatten. Nun kam ich endlich auch an die Reihe. Mein l. Bruder sel., J. Martin, damals Major, war Kommandant des Appenzeller Detachements, das zirka 170 Mann ausmachte.«

Der Sonderbundskrieg (Auszug).

»... In Marseille erreichte mich das amtliche Aufgebot für den Sonderbundsfeldzug, dem ich mit der Abreise gleichen Tages antwortete.

... Nach meiner Ankunft hier (Herisau) war das Bataillon Bänziger Nr. 66 bereits marschfertig in Speicher versammelt. Montag, den 1. November marschierte es bei herrlicher Witterung und guter Stimmung ab; sein nächstes Ziel war Flawil. Hier musste sich die Jägerkompagnie Schläpfer, der ich als Oberleutnant zugeteilt war, vom Bataillon trennen, denn währenddem dieses mit der Marschorder Wattwil versehen war, hatten wir gleichen Tages in Wil einzurücken.

... Unser Bataillon blieb nun so ziemlich stationär bis zum 19. November in Muri, woselbst es einen ziemlich ermüdenden Wachtdienst zu excutiren hatte. Da mein l. Bruder Joh. Martin sel. mit seinem Bataillon Nr. 47 in dem nicht fernen Dachsen war, erbat ich mir die Erlaubnis, ihn zu besuchen, der Kommandant Bänziger nicht nur willigst entsprach, sondern er stellte mir sogar sein besseres Reitpferd zur Verfügung.

... Das Wiedersehen war uns Brüdern eine grosse Freude und wir schieden dann nach einer kurzen glücklichen Stunde nicht ohne Rührung.

... Der 23. November war unser entscheidender Tag. Schon morgens 5 Uhr bei matter Mondesbeleuch-

tung stund die ganze Garnison unter den Waffen, die Brigade König auf dem rechten Flügel. Unser Bataillon hatte den ehrenvollen Auftrag der Avantgarde. Bei Tagesanbruch stunden wir an der Reuss, die Bataillone stellten sich sukzessive längs dem Ufer nach auf, die Pontons wurden abgeladen und mir der Auftrag erteilt, mit dem ersten Ponton auf das feindliche Gebiet einzusetzen, während die übrige Mannschaft der Kompagnie sukzessive nachzufolgen hatte. Auf diese Weise wurden auch die Schützenkompagnien herübergeschafft, mit deren Gemeinschaft nun eine starke Kette zum unmittelbaren Schutz des Brückenbaues formiert wurde. Die Pioniere hatten ihre Arbeit kaum begonnen, als die Absicht unserer Divisionäre, hier die Reuss zu überschreiten, aus der feindlichen Stellung bei Gislikon erkannt wurde, denn auf einmal sollten wir mit einem halben Dutzend groben Geschossen erfreut werden, das dicht vor den Füßen unseres in geschlossener Ordnung stehenden Bataillons niederfiel. Unser Bataillon wurde durch den groben Gruss, der uns von der Schanze von Gislikon entsendet wurde, etwas stutzig, kehrte dann aber doch wieder zu seiner Gemütsruhe zurück, als Ziegler dasselbe etwas rückwärts, ausserhalb der Tragweite des Geschosses beorderte.

Mittlerweile blieb man einfach stehen und waren wir dann Zeuge eines traurigen Schauspiels. Drei Wagen mehr oder weniger Schwerverwundeter zogen langsamen Schrittes bei uns vorbei, ein jeglicher der Insassen blassen Gesichtes, mit dem Ausdrücke des Schmerzes und des Betrübnisses. Oberst König erhielt nun endlich die Weisung, mit seiner Mannschaft nach Gislikon zu marschieren; es war inzwischen ziemlich dunkel geworden und ohne spezielle Order liess ich meine Kompagnie einfach dem Aargauer-Bataillon anhängen in der Meinung, dass sie gerade so gut wie andere Truppen noch irgendwo ein Plätzchen zum Biwak finden werde. In Honau konnten wir noch neun Tote sehen, die im Kampfe gefallen, und in Gislikon marschierten wir unter einer Beleuchtung ein, die nichts zu wünschen übrig gelassen hätte, wenn der vandalische

Uebermut der eidgenössischen Truppen und der bestimmteste Ausdruck der Rache an den Bewohnern der Umgegend nicht vollends die Bewunderung der Bessergesinnten gekühlt hätten.

... Zur Zeit, als wir ankamen, waren die einzigen nicht angezündeten Häuser komplett geplündert und war man herzlich froh, dass es einem Soldaten gelingen wollte, noch etwas dürre Schnitze aufzutreiben. Die Hungersnot war indessen bald vorüber, denn was die Privathülfe unserer Glarner-Kompagnons nicht spendete, das ersetzte dann reichlich ein hiesiger Freund, der ehemalige Wirt im *Heinrichsbade*, Herr *Nägeli* sel. Ich traf ihn in Honau und nachdem er Wind bekommen, dass wir mit leeren Bäuchen noch weiter zu marschieren hatten, erbarmte er sich unser, kaufte ein lebendes Kalb, metzgete es und übersandte es uns dann durch ein Extra-Fuhrwerk, nebst einem Emmentalerkäs, einem Fass Most und Brot ins Biwak nach Gislikon! Zum Ueberfluss töteten die Glarner ein aus einem naheliegenden Stall gestohlenen Schwein, das ebenfalls so gut es anging gesotten wurde.

*

... Gegen 9 Uhr entdeckte man vom Lager aus eine langsam auf uns zufahrende Kutsche mit aufgepflanzter Fahne. Man verstand nur zu bald, was sie bedeuten sollte. Sie war der *Friedensbote von Luzern*. Mit elektrischer Schnelligkeit verbreitete sich die erfreuliche Nachricht von der Kapitulation Luzerns und seiner Verbündeten im ganzen Lager und nun überall Jubel und Freude! General Dufour, der unter uns weilte, liess nun die ganze Division Ziegler, in der Stärke von 13 000 Mann, gegen Luzern vorrücken. Vom Feinde war keine Spur mehr wahrzunehmen. Hingegen wurde noch ein Schuss in unmittelbarer Nähe aus einem Gehölz auf uns abgegeben, dessen Projektil zwischen dem berittenen Stabe und der Spitze unserer Kompagnie vorbeiflog. Wir hörten das Pfeifen der Kugel, man wollte sogar den Rauch bemerkt haben, man untersuchte das Wäldchen und die naheliegende Scheune, allein umsonst, vom Täter keine Spur. Bei Luzern angelangt, war die Stadt

von eidgenössischem Militär bereits schon so angefüllt, so namentlich von der Division Gmür, dass die Division Ziegler angewiesen werden musste, ausserhalb derselben eine Aufstellung zu suchen. Man fand sie auf der Ebene vom Kloster Wesemlin. Nachdem man uns stundenlang warten liess, gegen 4 Uhr abends, kam dann der Befehl zum Aufbruch, und zwar rückwärts, woher wir gekommen, nach Dierikon, wo unser Bataillon, so gut es ging, sich in den Häusern und Scheunen zu verkriechen hatte. Ich für meine Person unter halber Bewilligung meines Vorgesetzten wollte nach Luzern, wo ich à tout prix meinen l. Bruder sel., den Bataillonskommandanten, sehen wollte. Es gelang mir nur mit Mühe, durch die dicht von Soldaten angefüllten Strassen Luzerns durchzukommen und fand dann aber das, was ich suchte, bestkonditioniert im »Rössli«. Unsere Freude des Wiedersehens war gross und beide glücklich genug nach mannigfachen Entbehrungen wiederum ein schmales Bettchen miteinander teilen zu können.

... Die schönsten Tage verlebte ich mit meiner Kompagnie in Vitznau, dem einsamen, höchst idyllischen Orte am Vierwaldstättersee. Zur damaligen Zeit ohne Verbindungsstrasse zu den Nachbargemeinden, musste unsere Kompagnie von Weggis aus längs dem See einen ganz schmalen Fusspfad benützen, der keine andere Marschordnung, als diejenige des Mann an Mann, zuließ. Am 17. Dezember überraschte uns die offizielle *Anzeige der Entlassung* der ganzen Brigade König, die bei der Mehrzahl der Soldaten mit Jubel aufgenommen wurde. Die Offiziere derselben feierten ihren Abschied durch ein Bankett im »Schwanen«, das an Heiterkeit und Humor nichts zu wünschen übrig liess. Den 18. morgens befand sich unser Bataillon auf dem Dampfschiff und einigen Schleppschiffen, ein paar Hurrah und einige vaterländische Lieder auf das Wohl des befreiten und so gastfreundlichen Luzerns und wir stachen in die blaue See und steuerten Brunnen zu. In Schwyz über Mittag grosser Halt und die freudige Ueberraschung des Bataillons Meyer.«

So weit der Sonderbund.

Friedensdienste.

»... 1853 wurden Hauptmann Oertli und ich ohne Truppen in den eidgenössischen Truppenzusammenzug nach Oftringen beordert.

... Während des 14tägigen Manövers hatten wir nur einen einzigen Tag ohne Regen, alle übrigen ergossen sich erbarmungslos über die ohnehin ziemlich von den Strapazen mitgenommenen Soldaten: Der *eiserne Ziegler* von Zürich, der den Zusammenzug kommandierte, kannte in dieser Beziehung keine Schonung, wie er sie übrigens für sich selbst ebenso wenig in Anspruch nahm.

Das Jahr 1855 signalisiere ich mit meiner Beförderung vom Major zum Bataillonskommandanten des Auszuger-Bataillons Nr. 47.

Das Jahr 1858 gewährte mir das Vergnügen, mit meinem Bataillon das eidgenössische Uebungslager vom 11. bis 25. September in *Malens* zu beziehen. Der Kommandierende des Lagers war Oberst Bontems von Orbe, mein Brigadier Oberst Paravicini von Basel. Bis zum 22. hatten wir eine herrliche Witterung, von jenem Tage aber permanenten Regen, der unsere Biwaknächte auf verschiedenen Terrains ungemein lang und sauer machte. Obschon die beständige Nässe das Manövrieren und die Märsche ungemein schwierig machte und zu allem die Dissenterie nicht wenig einriss, so war die Disziplin unter den Truppen, etwa das Glarner Bataillon Tschudi abgerechnet, dennoch musterhaft, von Bontems wurden mir persönlich die schmeichelhaftesten Ausdrücke seiner Zufriedenheit zuteil. Das schriftliche Zeugnis von Oberst Paravicini war des Lobes voll, was den besten Eindruck auf das Bataillon nicht verfehlte.

*

... Um meinem unvergesslichen Freunde, Major Johs. Meyer, mit dem ich so vieles Militärleben im freundschaftlichen Sinn teilte, Platz zu machen, entschloss ich mich im Jahre 1859, auf meine Kommandantenstelle zu resignieren. Ich erhielt zwar meine Entlassung, aber dann im Jahre 1861 dafür das Brevet

eines eidgenössischen Oberstleutnants im Generalstabe. Ich habe diese Beförderung nie, weder direkte noch indirekte, nachgesucht, allein sie gewährte mir doch einige Genugtuung, da ich meine Ernennung nur den Empfehlungen der herwärtigen Militärbehörde zu verdanken hatte, von denen ich keine Ahnung hatte. Ich zauderte mit der Annahme der mir zugedachten Ehrenstelle, da ich ernstlich zu erwägen hatte, ob ich mit dem nötigen Zeug dafür versehen sei oder nicht, entschloss mich aber doch zur Annahme, nachdem mein 1. Bruder Laurenz mir dieselbe aufs eindringlichste empfahl.

Truppenzusammenzug.

Im Jahre 1861 war ich berufen, den neuen Dienst als Oberstleutnant anzutreten, und zwar als Chef der ersten Brigade des Truppenzusammenzuges im Hochgebirge der Urkantone, vom 4. bis zum 28. August. Der Stab hatte sich in Luzern zu versammeln, wo uns der Chef der Division, Oberst Aubert, empfing.

... Nun lagen die sämtlichen Streitkräfte unseres Obersten Aubert in Hospental und Andermatt konzentriert. Er bildete darauf zwei Brigaden, wovon die erste mir und die andere dem Oberstleutnant Welti anvertraut wurden. Da unser Korpskommandant entschlossen war, nach einer schon oben angedeuteten Supposition seine sämtlichen Streitkräfte ins Wallis zu werfen, um dem Vormarsche des Feindes bei St. Moritz Einhalt zu tun, so hatten beide Brigaden die Aufgabe und das besagte Ziel auf dem kürzesten Wege zu erreichen. Um den Marsch nach Möglichkeit zu erleichtern, zugleich aber um durch die Reduktion der Marschkolonne den Stokungen besser ausweichen zu können, wies er seinen Korps zwei Strassen an, indem die 1. Brigade den Furkapass, die 2. den Nufenen zu passieren hatte.

*

... Vom Jahre 1862 bleibt mir nur ein kurzer Militärdienst von drei Wochen in *Yverdon* zu verzeichnen. Es vereinigten sich daselbst ausser meinem Kommando zum Wiederholungskurse drei Scharfschützenkompanien, wovon zwei vom Kanton Waadt und eine von

Neuenburg. Dieser Dienst war mir, mehr denn in militärischer, ganz besonders in physiologischer Beziehung interessant, weil es mir in dieser Zeit an der Musse nicht fehlte, den spezifischen *Charakter des Waadtländer Soldaten* kennen zu lernen. Im schroffen Gegensatz zum Appenzeller Soldaten ist der gemeine Mann geschliffener und von höherer Lebensart, der äusseren Form nach beweglicher und ungebundener, in bezug auf Disziplin aber weit hinter unseren deutschen Truppen. Als Offizier, der eine gute Mannszucht stets als die erste Bedingung des organischen Lebens eines taktischen Verbandes gewahrt wissen wollte, hatte ich anfänglich einige Schwierigkeiten, die mir gewohnte Ruhe und Unbeweglichkeit unter dem Kommando zu oktroyieren, allein da es Sache meiner Untergebenen war, einem unumstösslichen Prinzipie der Ordnung, des Taktes und der Moral nachzugeben, so ging es bald besser und schliesslich ganz gut, sodass ich meine deutsche Strammheit auch baldigst fallen lassen konnte. Meine Popularität, wenn ich mich so ausdrücken will, wuchs von Tag zu Tage, sodass wir als gute Freunde schieden und die Erinnerung an die Tage, die ich mit den Truppen französischer Zunge zubrachte, als ein liebliches Echo aus den Episoden meiner Militärkarriere mit mir fortlebt.

Das Jahr führte mich schon im Februar in den Militärdienst nach Basel, wo unserer 12 höherer Generalstabsoffiziere unter Oberst Wieland in die Generalstabslehre eingeführt werden mussten. Die Schule war mir nicht ohne Nutzen, da wir wie nie zuvor so eigentlich im Wissenschaftlichen unterrichtet wurden.

... Mit dem Jahre 1867 erhielt ich vom Bundesrate, unter der *Ehrenberechtigung der Beibehaltung meines Grades*, die nachgesuchte Entlassung als eidgenössischer Oberstleutnant im Generalstabe.«

REISEN UND HÄUSLICHKEIT.

Eine grosse Rolle im Privatleben von Em. Meyer spielten seine ausgedehnten Reisen, die er sehr lebendig und anschaulich beschrieben hat.

1871. Vom 9. August bis 16. Dezember fand die grosse Reise nach Palästina und Aegypten statt.

1872 Reise nach *Russland*, 24. Juli bis 26. August.

Die Reise nach Spanien wurde am 12. März 1878 angetreten bis Anfang Mai.

Im Jahre 1883 konnte Em. Meyer einen Lieblings-
traum vieler Jahre in Erfüllung bringen:

»Ja, es war ein Traum, aber ein schöner Traum, der nun verwirklicht hinter mir liegt, wie die Welt ihn gibt mit allen seinen Sorgen und Beschwerden, aber auch der Freuden viele. Ein Herzenswunsch sollte noch zur Verwirklichung gelangen, die Nordküste Afrikas und Algier und Tunis zu sehen.«

»Den 22. Februar 1883 verabschiedete ich mich von meiner Familie nicht ohne Wehmut, als ob ich selbst gezweifelt hätte, sie je wieder zu sehen. Ein alter Arbeiter und treuer Diener des Hauses war durch meine Mitteilung, dass ich ihn auf eine längere Zeit verlasse, so tief bewegt, dass er nicht sprechen konnte, von dannen schlich, als wollte er sagen: »Wir sehen uns nicht wieder!« Dieser kurze, aber nicht bedeutungslose Moment blieb meinerseits nicht ohne Resonanz, allein das konnte an der Sache nichts ändern.

»Den 23. Februar traf ich frühzeitig genug in Genf ein, um noch gleichen Abends meinem Neffen, Herrn Emil Meyer, meinen Besuch abstaten zu können. Auch er wollte mir bange machen, insofern er es gewagt hielt, in dem 70. Altersjahre den verpönten Barbareskenstaaten noch einen Besuch abzustatten.«

*

Emanuel Meyer war überaus glücklich verheiratet:

»Im Jahre 1837 trug ich mich mit dem Gedanken, eine selbständige Hausordnung zu gründen und bedurfte ich begreiflich einer Frau. Die gewünschte Gelegenheit bot sich, indem ich baldigst Veranlassung fand, meine noch heute in Liebe angetraute Frau, die damalige Jungfer Elisa Wetter, Tochter von Alt-Statthalter Johs. Wetter, kennen zu lernen.

Die Verbindung mit diesem vorzüglichen Frauenzimmer war nicht allein, was mein Herz wünschen

konnte, sie war mein Glück durch das ganze Leben und der wahre Segen in meiner Familie.

Unsere Kopulation fiel auf den 14. August 1837. Unmittelbar nachdem wir die unverbrüchliche Treue am Altare gelobt, bestiegen wir unsern Reisewagen und gelangten noch gleichen Tages nach Ragaz. Unser Reiseziel war Mailand . . .«

Em. Meyer wurde glücklicher Vater von drei Töchtern und einem Sohn.

Weit mehr als familiäre Bedeutung hatten verschiedene Verlobungen seiner Kinder:

»Noch im gleichen 1859er Jahre wurde meiner l. Familie eine angenehme Bescherung zuteil. Herr Jakob *Steiger* von Uetikon, Kaufmann, der seit 1856 in Sankt Gallen etabliert war, bewarb sich um die Hand meiner ältesten lieben Tochter Elisa. Meine l. Frau und ich nahmen umso weniger Anstand, in das Gesuch unseres zukünftigen l. Schwiegersohnes einzutreten, als unsere liebe Tochter damit einverstanden war und Herr Steiger von seinen persönlichen guten Eigenschaften abgesehen, meinem Wunsche gemäss sich entschloss, sich in Herisau niederzulassen, um so, anstatt die Familie zu trennen, recht eigentlich in derselben aufzugehen. Mit diesem Entschlusse war dann auch mein grösster Herzenswunsch erfüllt.«

Was für eine öffentliche Bedeutung in den 60er-, 70er- und 80er-Jahren diese Vorgänge für Herisau und den Kanton Appenzell hatten, lässt sich aus dem im Jahrgang 1933 veröffentlichten Nachruf über J. Steiger-Meyer ermessen.

Oeffentliche Bedeutung hatte eine weitere Verlobung:

»Den 3. Januar 1872 wurde mir die Freude zuteil, Herrn Julius *Bächtold* von Merishausen als künftigen Tochtermann in meiner Familie aufzunehmen. Hermine, meine jüngste Tochter, ist seine glückliche Braut. Die feierliche Bestätigung der Ehe vollzog sich den 8. Oktober unter dem Begleite beidseitiger Familien.«

Herr Bächtold arbeitete zuerst im Hause Steiger & Cie. Später verband er sich mit Diem & Lutz, Herisau, deren Firma die heutige bestehende Firma Bächtold & Cie. übernommen hat.

In dem Appenzellischen Jahrbuch von 1933, Seite 52 der Biographie »Jakob Steiger-Meyer«, finden wir folgende Ergänzung über das Familienleben:

»Der Sonntag hatte ein besonderes Gepräge. Ein Viertel vor 9 kam mit militärischer Pünktlichkeit unser Grossvater, Oberst Meyer, uns allen guten Tag zu sagen und zu sehen, ob ihn jemand in die Kirche begleiten wolle. Nachmittags 4 Uhr ging's mit den Eltern in die Fabrik zu den Grosseltern zum Familienkaffee, bei dem die Jungen die ersten politischen Weisheiten holten.«

*

Für seine hochgesinnte, tief religiöse Frau tat Emanuel Meyer alles. Er schreibt im Jahr 1879:

»Erwähnenswert erscheint mir die Initiative, die ich in Sachen der Wünschbarkeit des Besitzes eines eigenen Kleinkinderschulhauses genommen. Bis dahin hatte man sich mit der Miete einer mangelhaften Lokalität an der Steig zu behelfen, die zwar auch mein Eigentum war, aber infolge der Zunahme der Bevölkerung dem Bedürfnis der Zeit nicht mehr entsprechen konnte. Die Direktion der Schule an der Steig lag in dem Konsortium einiger hiesiger Damen, an deren Spitze meine liebe Frau. Ich wusste, dass ich ihr durch nichts eine grössere Freude bereiten konnte, als durch den Neubau einer passenden Lokalität, obschon sie nur schüchtern ihre stillen Wünsche zu erkennen gab. So entschloss ich mich, ein grösseres Opfer für eine gute Sache zu bringen, viel weniger aus Schulbegeisterung, als aus Pietät für meine liebe Frau, die ich mit meiner Absicht übergücklich machte. Als Hofstatt gab ich der Schuldirektion ein Stück Boden an der Steig, der mir schon einige Jahre angehörte und den ich seinerzeit von der Eisenbahn um ca. 1900.— Fr. erworben hatte. Der Flächenraum desselben beträgt ungefähr 8500 m², also so viel, dass genügend Fläche für Haus und Garten vorhanden war. Der Bau des Kleinkinderschulhauses wurde noch in diesem Jahre begonnen (1879) und vollendet und kostete 28 000 Fr. Daran hatten wir an Kapital und einigen freiwilligen Beiträgen 20 000 Fr., sodass mir zur Deckung der Schulden noch ca. 8000 Fr. verbleiben.«

*

Frau Meyer-Wetter war malerisch sehr begabt. Zu den schönsten Momenten ihres kunstsinnigen Gemahls gehörte es, hinter ihre Staffelei zu stehen und mit ihr ein auszuführendes Bild zu besprechen.

Mit dem Tode seiner lieben Gattin schien der feinfühligste Mann innerlich gebrochen. Er beendet seine Erinnerungen mit seinen Worten:

»Das Jahr 1884

war für mich ein recht vielgeprüftes, und zwar namentlich mit Rücksicht auf den Verlust meiner lieben Gattin, mit der ich 47 Jahre in treuer Liebe verbunden war. Sie starb den 20. Juni nach wenigstägiger Krankheit infolge einer Unterleibsentzündung, wovon sie früher schon in ihrem elterlichen Wetterschen Hause, schon eine Attacke zu ertragen hatte. Der unerwartet schnelle Heimgang meiner lieben Gattin hat meine Seele in so tiefe Betrübnis gestürzt, dass es mit meiner Lebensfreudigkeit dahin war und infolgedessen meine frühere Gesundheit so recht eigentlich zu wanken anfang. Es sind nun seitdem bald drei Jahre verflossen und noch verspüre ich die Wirkungen meiner Schmerzen, die ich um der Trennung willen von meiner l. Frau zu ertragen hatte, obschon damals meine Familie alles getan hat, um mich zu trösten und aufzurichten.«

*

Bald ging es mit dem physischen und geistigen Befinden des bis in sein hohes Alter kräftigen Mannes abwärts. Die letzten Jahre waren nicht leicht. Em. Meyer genoss vor allem die überaus treue Pflege seiner zweiten Tochter Hedwig Eberhard-Meyer und seiner treuen Wärterin Elise Moosherr von Herisau. Im Oktober 1895 wurde der um das Gesamtwohl selten verdiente Mann unter enormer Beteiligung zur Erde bestattet. »Und ihre Werke folgen ihnen nach« darf man von Emanuel Meyer-Wetter bis zum heutigen Tage sagen!
